



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Olivier Adam

An den
Rändern
der Welt

Roman

Aus dem Französischen von
Michael von Killisch-Horn

Klett-Cotta

Die Übersetzung wurde gefördert durch ein Arbeitsstipendium
des Deutschen Übersetzerfonds.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Les Lisières«

im Verlag Flammarion, Paris

© 2012 by Flammarion, Paris

Für die deutsche Ausgabe

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture / Elektrons 08

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98004-2

*Und ich sehe die reichsten Nachbarn / Kollegen von Mama, die /
in den schicksten Häuschen wohnten / der Klassenkampf ist
ein Garten / ein Pingpong Tisch / ein Zimmer für jeden /
ein Kamin im großen Salon / ein Ehemann, der Pfeife raucht /
ein neuer Wagen ein voller Kühlschrank / Sommer-, Winterferien /
tolle Kleidung, es ist sauber und riecht nach Luft.*

Paul Bouaziz, Mendelson, Barbara 1983

*Millionen von Leben, verborgen in Blechhütten / Ameise, die Welt
auf deinen Schultern tragend / Die sich wie die Weide beugt,
aber nicht bricht / Ameise, die Welt auf deinen Schultern tragend.
Häuser Schlösser / Mauern aus Sand, Mauern aus Wind /
Hauch der Zukunft, der uns aufwirbelt / Wie das faulige Blatt eines
Baums / Gelb und golden in der untergehenden Sonne /
Wie ein Hund, der nicht mehr bellt / Und du, was wird aus dir? /
Ich frage dich: / Und du, was wird aus dir?*

Gérard Manser, *Que deviens-tu?*

I

ICH PARKTE AUF DEM GEHSTEIG gegenüber und warf einen Blick in den Rückspiegel. Auf der Rückbank suchte Manon ihre Sachen zusammen, das Gesicht hinter einem langen Vorhang schwarzer Haare verborgen. Neben ihr kämpfte Clément mit dem Aufwachen. Sechs Monate hatten nicht ausgereicht, mich daran zu gewöhnen. An dieses Leben auf Abruf. An die Wochenenden, die mir zweimal im Monat gestohlen wurden. An die Sonntagabende. An die zwölf Tage, die ich warten musste, um sie wiederzusehen. Eine zwölftägige Leere, die das Telefon und die E-Mails nicht auszufüllen vermochten. Wie hatte es nur so weit mit uns kommen können? Ich streckte die Hand nach meiner Tochter aus, und sie drückte sie, bevor sie sie küsste.

»Ist alles okay, Papa?«

Ich zuckte die Achseln und lächelte auf diese gewisse Art, die niemanden täuschen kann. Manon stieg aus dem Wagen, gefolgt von ihrem Bruder. Ich nahm ihre Rucksäcke aus dem Kofferraum und folgte ihnen. Sarahs Haus auf der anderen Straßenseite war nicht mehr meines. Dabei hatte sich nichts oder fast nichts verändert. Ich hatte nur meine Kleidung mitgenommen, meinen Computer und ein paar Bücher. Wenn ich die Kinder sonntags zurückbrachte, kam es mir jedes Mal absurd vor, wieder wegzufahren, ich konnte einfach nicht begreifen, dass mein Leben nicht mehr dort stattfand. Ich hatte das Gefühl, aus mir selbst verbannt worden zu sein. Seit sechs Monaten war ich nur noch ein Geist, eine schlaffe Haut, eine leere Hülle. Und irgendetwas sagte mir ständig, dass ein Teil von mir weiterhin ganz normal in diesem Haus lebte, ohne dass ich es wusste. Im Garten erwachte alles zu neuem Leben. Unter dem Kirschbaum breitete sich ein zarter rosafarbener Blütenteppich aus. Die Osterglocken und Tulpen bildeten bunte Beete. Der Rasen war erst vor ein paar Stunden gemäht worden, die Luft roch nach frisch gemähtem Gras. Ich konnte mir nicht recht vorstellen, dass Sarah das getan hatte. Bestimmt hatte der Nachbar ihr seine Hilfe angeboten. Ich blickte zu seinem Haus und nahm es ihm unwillkürlich

übel. Es war irgendwie merkwürdig. Ich mochte ihn. Er war ein netter Kerl, der wirklich kein leichtes Leben hatte. Einer seiner Söhne war autistisch oder so ähnlich, und seine Frau hatte seit drei Jahren eine Operation nach der anderen, die meiste Zeit lief sie mit Krücken herum und hatte das rechte Bein in Gips. Doch als ich den gemähten Rasen sah, sagte ich mir, dass er zu der unsichtbaren Meute gehörte, die mir seit sechs Monaten mein Leben stahl.

Sarah stand lächelnd in der Tür, ein Glas Wein in der Hand. Als ich sie küsste, musste ich mich zusammennehmen, um meine Lippen nicht auf ihren Mund zu drücken, ihr meine Zunge hineinstecken und sie zu umarmen. Auch daran konnte ich mich nicht gewöhnen. Wir standen einander gegenüber, wir hatten uns nicht verändert, es waren immer noch ihr Körper und ihr Mund. Warum hatte ich nicht mehr das Recht, mit meiner Hand ihren Hintern zu tätscheln, ihre Brüste zu streicheln, einen Finger zwischen ihre Schamlippen zu stecken? Was hatte sich geändert?

»Alles, Paul. Alles hat sich geändert«, pflegte sie zu sagen, wenn ich es nach ein paar Gläsern Wein nicht mehr schaffte, das Wohnzimmer zu verlassen, und ihre Lippen suchte.

Wir tauschten zwei lächerliche Küsschen aus, wie man sie flüchtigen Bekannten, Kollegen gibt.

»Es scheint dir gut zu gehen«, sagte ich aufs Geratewohl, und ich meinte es vollkommen aufrichtig. Seit wir uns getrennt hatten, war Sarah aufgeblüht, etwas in ihr schien von einer Last befreit, und ich musste wohl oder übel akzeptieren, dass ich diese Last gewesen war. Das war im Übrigen nicht sehr schwer zu verstehen. In all den Jahren war ich kein Geschenk gewesen, ich war kein einfacher Mensch, darin waren sich alle einig. Ich hatte keine Ahnung, wo all diese Leute ihre Gewissheit hernahmen, doch an der Einigkeit dieser Feststellung war nicht zu rütteln; nach allgemeiner Übereinkunft war ich ganz offensichtlich ein Typ, mit dem man nicht leben konnte.

»Dir nicht«, sagte Sarah mit dieser neuen Leichtigkeit im Blick.

Sie ging mir ins Wohnzimmer voraus, und wir setzten uns. Sie

bot mir einen Whisky an. Das war wie eine Provokation. Sie wusste ganz genau, dass ich seit geraumer Weile damit abgeschlossen hatte, dass ich nur noch Wein trank, und das in Mengen, die ich für vernünftig hielt. Manon ging in ihr Zimmer hinauf, und Clément schmiegte sich an mich mit einem Comic, in dem er zerstreut blättert. Ich küsste sein Haar. Nichts fehlte mir so sehr wie sein Geruch und das Spiel meiner Finger auf seinem Nacken. Sarah fragte mich, wie lange ich beabsichtige, bei meinen Eltern zu bleiben. Ich hatte keine Ahnung, es hing davon ab, was ich vorfinden würde. Wann meine Mutter aus dem Krankenhaus käme und in welchem Zustand. Am Telefon hatte mein Vater ziemlich verloren gewirkt. Er hatte wieder davon gesprochen, das Haus zu verkaufen und in eine dieser Seniorenresidenzen zu ziehen, über die er sich immer so abschätzig geäußert hatte. Lieber krepieren, als in so einem Loch zu enden, hatte ich ihn immer wieder sagen hören.

»Weißt du, es gibt sehr gute Einrichtungen. Was wollen sie denn in dem Haus, deine Mutter kann keine Treppen mehr steigen, und dein Vater hat sich in seinem ganzen Leben noch nie um den Haushalt gekümmert, er weiß nicht einmal, wie eine Waschmaschine oder ein Gasherd funktioniert.«

Ich nickte. Natürlich hatte sie recht, doch ehrlich gesagt war mir das ziemlich egal. Was mir im Augenblick viel mehr Kopfzerbrechen bereitete, war die Zeit, die ich dort verbringen würde. Und das wusste Sarah. Immer wenn wir sie besuchten, höchstens einmal im Jahr und nie länger als einen halben Tag, damit die Kinder ihre Großeltern sahen und nicht vergaßen, wie sie aussahen, zumindest wussten, dass sie existierten, war ich ein Nervenbündel und schon zwei Wochen davor unausstehlich. Dabei war der Besuch selbst dann gar nicht so schlimm, und wir blieben auch immer nur ein paar Stunden, doch ich bebte jedes Mal vor Ungeduld, wieder aufzubrechen.

»Du sagst ihnen, dass ich an sie denke, ja?«

Ich nickte, obwohl mir das vollkommen unsinnig vorkam. Sarah

hatte mich aus meinem eigenen Leben geworfen, sie hatte mir meine Kinder genommen, die abgesehen von ihr und vom Schreiben das Einzige waren, was mich immer aufrecht gehalten hatte, und jetzt sollte ich meine Eltern auch noch von ihr grüßen! Ich sah ihr zu, wie sie sich ein weiteres Glas Weißwein einschenkte, eines dieser Gewächse aus dem Südwesten mit leichtem Räucher- geschmack, das wir so gern sonntagabends zu Austern oder gebratenen Garnelen getrunken hatten. Ich hatte mit aller Kraft versucht, sie zu hassen, doch es war mir nie gelungen. Sie hatte mich durch den Dreck gezogen, um die Kinder zu behalten. Vor dem Richter hatte sie meine Dienstzeugnisse, die Alkoholmengen, die ich konsumierte, und die ellenlangen Rezepte der Medikamente, die ich jahrelang geschluckt hatte, ausgebreitet, ja sogar den Inhalt der Bücher, die ich schrieb, der von meiner psychischen Labilität und den zahlreichen Neurosen, unter denen ich seit frühester Kindheit litt, Zeugnis ablegte. Darüber hinaus hatte sie meine häufigen Reisen angeführt und meine Kontakte zu Leuten aus der Welt des Kinos und des Chansons, kurz zu Künstlern, die zwangsläufig Alkoholiker und kokainsüchtig oder was weiß ich noch alles waren. Sie hatte wirklich nichts ausgelassen, doch das hatte nicht gereicht, ich hatte sie zu sehr geliebt, um sie eines Tages hassen zu können.

Ich stand auf und ging zu Manon hinauf. Auf dem Weg fiel mein Blick auf das Bett, in dem ich noch vor sechs Monaten geschlafen hatte. Auf dem Nachttisch stapelten sich Bücher, die ich hätte lesen können. Sarah und ich hatten stets die gleichen Bücher, die gleichen Filme, die gleichen Platten, die gleichen Fotos gemocht. Wir waren die besten Freunde. Das waren wir ihrer Meinung nach geworden. Freunde, die unter demselben Dach lebten. Ich hatte das natürlich nicht so gesehen, für mich gehörte das zu dem Blödsinn, den man in Klatschmagazinen lesen konnte, und es war mir unverständlich, dass eine intelligente Frau wie sie Gefallen an dieser Art von Kategorisierung der Menschen und Gefühle finden konnte. Dabei hatte sie mir doch genau das regelmäßig vorgeworfen, aber alle Diskus-

sionen waren sinnlos gewesen, sie liebe mich nicht mehr und Schluss, sie brauche Luft zum Atmen, sie brauche ihre Freiheit, sie habe mich lange genug ertragen, jetzt könne sie nicht mehr, sie habe genug zu tun mit ihren kleinen Patienten im Krankenhaus. Die seien wirklich krank. Die brauchten sie wirklich. Die hätten wirklich Grund zu jammern, während ich nur ein verwöhntes Kind sei, unfähig, Glück zu empfinden und das Leben leicht zu nehmen; ein Typ, dem das Leben alles geschenkt habe, liebe wunderbare Kinder, ein Leben ohne Einschränkungen, ganz dem Schreiben gewidmet, aber eben einfach nicht imstande, mit dem, was ihm geschenkt werde, wirklich etwas anzufangen.

Manon saß an ihrem Schreibtisch. Die Hi-Fi-Anlage spielte »In the Dark Places«, ein Stück des letzten Albums von PJ Harvey. Dieses Mädchen hatte mich immer schon verblüfft, die Bücher, die sie las, die Platten, die sie hörte, die Filme, die sie mochte, all das zeugte bereits jetzt von einem unabhängigen Geist, der sich über die Diktate des Fernsehens und jeden Gruppeneinfluss hinwegsetzte und keine Angst hatte, sich zu unterscheiden, ganz anders als ich in ihrem Alter. Ich brauchte mir nur in Erinnerung zu rufen, wie mein Zimmer ausgesehen hatte, als ich elf gewesen war, welche Schnulzensänger die Wände geschmückt hatten, um mich davon zu überzeugen.

»Was machst du?«

»Meine Hausaufgaben. Ich muss einen Aufsatz fertig schreiben.«

Ich seufzte. Ihr Französischlehrer ging mir gehörig auf die Nerven. Jede seiner Korrekturen offenbarte eine solche Borniertheit und literarische Unsensibilität, dass ich ernsthaft daran gedacht hatte, ihm einen Brief zu schreiben oder um ein Gespräch zu bitten, was Manon mir eine Zeitlang ausgedrückt hatte. Ich konnte sie verstehen. Seit dem Kindergarten hatte ich mich mit jedem ihrer Lehrer angelegt und sie in unmögliche Situationen gebracht, an denen sie wochenlang zu knabbern gehabt hatte, bis zu meinem nächsten Wutanfall.

»Wann sehen wir uns wieder? Mama hat gesagt, dass du uns in zwei Wochen vielleicht nicht zu dir nehmen kannst.«

»Das hat sie euch gesagt? Ich weiß noch nicht. Es kommt drauf an. Es hängt davon ab, wie es deiner Großmutter geht. Und wie dein Großvater ohne sie zurechtkommt. Ich werde versuchen zurückzukommen, um das Wochenende mit euch zu verbringen.«

Ich umarmte sie, und sie schmiegte sich einen langen Augenblick in meine Arme. Wie jedes Mal bekam sie feuchte Augen, und ich spürte, wie sich mir die Kehle zuschnürte.

»Also dann, meine Schöne, bis bald.«

Ich ging wieder ins Wohnzimmer hinunter. Clément war nicht mehr da, er war zu seinem Freund Romain gegangen, der drei Häuser weiter wohnte. Sie kannten sich seit dem Kindergarten und waren unzertrennlich. Sein Vater arbeitete im Hafen. Ich begegnete ihm häufig nach Einbruch der Dunkelheit am Strand am Ende der Straße, wo er gern im kalten Sand saß und einen Joint rauchte. Manchmal wechselten wir ein paar Worte, meist über die Schönheit des Himmels, die Qualität des Lichts und die Farbe des Wassers.

»Verdammt, er hätte doch warten können, damit ich mich noch von ihm verabschieden kann.«

»Ach, reg dich nicht so auf, ihr habt euch doch achtundvierzig Stunden lang nicht aus den Augen gelassen.«

Diesmal hatte sie es geschafft. Für eine Viertelsekunde hasste ich sie tatsächlich.

Wir verabschiedeten uns ein bisschen feierlicher als sonst. Man muss dazu sagen, normalerweise waren diese Abschiede alle zwei Wochen nicht wirklich Abschiede. Wir lebten im selben Viertel und begegneten uns mehrmals pro Woche, im Café, am Strand, auf den Feldwegen zwischen Ginster und Heidekraut. Das war eine Art geistige Folter. Auf diese Weise bekam ich eine Ahnung von ihrem Leben ohne mich. Und im Gegensatz zu mir schien es ihr ausgezeichnet zu bekommen. Im Grunde hatte ich sie niemals so heiter

gesehen. Der etwas sorgenvolle Ausdruck, den ich immer auf ihrem Gesicht bemerkt hatte, war verschwunden. Sie betrachtete das Meer mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, glatter Stirn und ausgeruhten Gesichtszügen, ruhig wie das Wasser, auf das sie stundenlang starren konnte, ohne genug davon zu bekommen.

Bevor ich in den Wagen stieg, warf ich einen Blick hinauf zu Manons Fenster. Zwischen den Zweigen der großen Zeder beobachteten mich die Bruchstücke ihres Gesichts. Mit der Hand machten wir uns ein Zeichen, unser ganz persönliches Zeichen, ziemlich kompliziert, aus sechs oder sieben Bewegungen, inspiriert von den Rappern und den Typen aus den Vorstädten, das wir uns ausgedacht hatten, als sie vier gewesen war, und das uns in all den Jahren begleitet hatte.

WIR HATTEN UNS TRENNEN MÜSSEN, damit die gute alte Angst der Sonntagabende aus meiner Jugend zurückkehrte. Dabei wartete montags gar nichts Besonderes auf mich. Nichts außer diesen knapp zwei Wochen, die ich allein in meiner Wohnung gegenüber dem Meer leben musste, nur ein paar Meter von meinem alten Zuhause, meiner Frau, meinen Kindern entfernt. Ich klappte die Matratze des Sofas zusammen. Ich hatte mich noch immer nicht entschließen können, ein richtiges Zimmer für die Kinder einzurichten. Ich wollte mir noch nicht eingestehen, dass ich verloren hatte. Bestimmt war das nur vorübergehend. Noch ein paar Wochen, und alles würde wieder sein wie vorher. Ich nahm ein Bier aus dem Kühlschrank und trank es im Stehen vor dem großen Fenster. Der Abend senkte sich auf das Wasser, das sich, nun ruhig und glatt wie ein See, zurückgezogen und Reihen kleiner Inseln freigelegt hatte, die wie Schatten aussahen. Milchiger Dunst verschleierte den Horizont. Als ich vor neun Jahren hierhergekommen war, hatte ich das Gefühl gehabt, endlich meinen Platz gefunden zu haben, wie an keinem anderen Ort zuvor.

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und machte den schwachen Versuch, an meinem Roman zu arbeiten. Zu behaupten, man schreibe besser, wenn man allein sei und im Schlamassel stecke, ist reinste Augenwischerei. Seit Sarah mich verlassen hatte, hatte ich keine drei Worte mehr zu Papier gebracht. Ich hatte ihr bis jetzt alle meine Bücher gewidmet. Zu glauben, ich schriebe nur für sie, war daher nur ein kleiner Schritt, und ich stand kurz davor, ihn zu machen. Es war wie eine doppelte Strafe. Das Schreiben war für mich stets das einzige Mittel gewesen, mich mit der Welt zu verbinden, sie zu spüren, mich ihrer Existenz zu versichern und nebenbei auch meiner, und jetzt, da ich mehr denn je über dem Abgrund hing, war ich dazu nicht mehr in der Lage. Als hätte die Geste ohne ihren Adressaten ihren Sinn verloren. Trotzdem hätte ich geschworen, dass ich das alles mit mir selbst abmachen könnte. Ich schaltete den Computer aus. Die Stille in der Wohnung war erfüllt

von Vogelgesang. In der Dämmerung sangen sie aus vollem Halse, als fürchteten sie, die Nacht würde sie verschlingen. Ich zündete mir eine Zigarette an und sah zu, wie die Dunkelheit das Meer in neue Farben tauchte und die Riffe tarnte. Dieser Anblick konnte mich stundenlang gefangen nehmen. Und manchmal genügte mir das. Ich dachte an das Wochenende zurück, das ich soeben mit den Kindern verbracht hatte. Das Wetter hatte uns diesmal die ganze Zeit blauen Himmel beschert, und wir hatten jede Sekunde am Meer verbracht, hatten alle Strände unsicher gemacht, waren bis zu den Oberschenkeln in das eiskalte Wasser gegangen, waren auf dem Sand einem Ball hinterhergejagt, hatten uns übereinanderfallen lassen, eng umschlungen gelesen und waren schließlich eingeschlafen. Manon hatte sich zusammengenommen, sie wusste sehr genau, dass unsere Zeit beschränkt war und dass man sie nicht mit Traurigkeit beschweren durfte. Von morgens bis abends hatte ich ihr Gesicht gemustert, voller Sorge, diese neue Falte zu entdecken, die ich elf Jahre lang nie auf ihm gesehen hatte. Irgendetwas in ihr war zerbrochen, man brauchte sie nur zu beobachten, um es zu begreifen. Ich glaube nicht, dass sie uns Vorwürfe machte. Dafür war sie zu intelligent. Doch sie war zutiefst verletzt, das war deutlich zu erkennen, ein Stück ihres Lebens, das sie für wahr und unveränderlich gehalten hatte, war zerbrochen, und damit musste sie jetzt leben. Diesen Bruch in ihr zu spüren zerriss mir das Herz. In all den Jahren hatte ich sie immer unbeschwert, voller Tatendrang und strahlend erlebt. Sie hatte in jedem Augenblick eine Freude ausgestrahlt, die mich bezaubert hatte, und ich hatte oft das Gefühl gehabt, dass sie uns, Sarah und mich, damit ansteckte. Clément dagegen kämpfte vor allem mit den praktischen Aspekten; er musste mit seiner Schwester auf dem Sofa schlafen, vergaß ständig etwas in der Wohnung, ein Kleidungsstück, ein Heft, seinen Nintendo DS oder irgendwas anderes, meckerte, weil ich immer noch keinen Fernseher gekauft hatte, doch er konnte mir nichts vormachen. Obwohl er den starken kleinen Kerl markierte, war ihm anzumerken,

dass er Angst hatte, und es gelang ihm nie wirklich, seine Sorgen und seinen Kummer zu vergessen, um unbeschwert die Augenblicke zu genießen, in denen wir endlich zusammen waren. Mir ehrlich gesagt auch nicht. Doch ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen. Ich versuchte endlich für sie da zu sein.

»Du bist nie da«, hatte Sarah oft gesagt. »Mit dir zu leben ist, als würde man mit einem Geist leben. Du bist nie da. Nie wirklich. Immer muss man dir alles dreimal sagen. Das erste Mal, damit du merkst, dass du da bist. Das zweite Mal, damit du merkst, dass wir da sind. Und das dritte Mal, damit du wirklich zuhörst. Und selbst dann. Das ist auf die Dauer ganz schön anstrengend. Am einen Tag bist du ganz in deine Bücher vertieft. Am nächsten verlierst du dich in der Betrachtung der Weiten. Aber nie bist du hier bei uns.«

Sie hatte nicht unrecht. Ich war nie da. Ich war niemals wirklich da gewesen. Es war wie eine Krankheit, die auf meine Kindheit zurückging. Mein Leben öffnete sich auf ein schwarzes Loch. Eine Abwesenheit. Ein Sockel, von dem nichts übrig geblieben war und der mir immer gefehlt hatte, bis heute. Mein Leben war auf Sand gebaut. Entschwundene Jahre, von denen nur eine opake, undurchdringliche Materie zurückgeblieben war. Und meine ersten Erinnerungen waren Erinnerungen an den Tod. Unerklärlicherweise wurde mein Gedächtnis an dem Tag angeknipst, an dem meine Großmutter starb. Ich war damals zehn. Meine Erinnerung beginnt an genau diesem Tag, an dem zum ersten Mal jemand aus meiner Umgebung verschwand. »Sie ist nicht mehr da«, hatte meine Mutter gesagt, um mir die Neuigkeit mitzuteilen. Ich war gerade in die Küche gekommen, noch im Pyjama, und da stand sie, bleich und mit verstörtem Blick, in einem Mantel, den sie den ganzen Tag nicht mehr auszog, als wäre die Kälte für immer in sie gekrochen, als hätte der Tod ihrer Mutter sie für immer mit Schnee gefüllt.

Meine zweite Erinnerung hatte ebenfalls mit dem Tod zu tun. Und ich denke nie ohne Entsetzen daran zurück. Es war im selben Jahr gewesen. Ich stand am Rand eines Abgrunds. Und ich wollte,

dass er mich verschlingt. Es war mitten in den Alpen, und diesmal wohnten wir nicht auf dem Campingplatz, diesmal hatten wir den kleinen Wohnwagen mit seinem braunen Vordach, seinen orangefarbenen Sitzbänken und den Stockbetten, von denen eines eine einfache Hängematte war, in V. zurückgelassen. Es war unerträglich heiß, die Gebirgsbäche stürzten vergeblich die Schluchten hinunter, und ich war zehnte und wollte nicht mehr da sein. Ich wollte für immer gehen. Fallen und rollen zwischen den Sträuchern, den Blaubeeren und den Steinfeldern, mir den Schädel spalten und plötzlich das Licht ausgehen sehen, einen Geschmack von Blut und Staub tief im Hals. Mit aller Kraft dachte ich daran am Rand des Abgrunds an der Serpentinstraße, die zum Pass hinaufführte. Auf der ganzen Fahrt hatte mein Vater nicht aufgehört zu wiederholen: »Stellt euch nur vor, die fahren so was hinauf, als wäre es nichts, und das fünfmal hintereinander am Tag, und kurz vor dem Ziel haben sie noch die Kraft für einen Sprint.« Vom ersten Tag an waren die Ferien zu einer Pilgerreise geworden: L'Alpe d'Huez, Col de la Madeleine, Col du Télégraphe, Col du Galibier, Col de la Croix de Fer, auf den Spuren von Merckx, Anquetil, Hinault und den anderen. Wir hatten angehalten, um die Landschaft zu bewundern, die steilen Hänge und den rauchenden Asphalt, die zerklüfteten Gipfel, die in den Himmel ragten, die Gletscher über den Almen und die tief eingeschnittenen Täler, in die nie ein Lichtstrahl zu dringen schien. Ich hatte mich ein paar Schritte entfernt und mich hinter der Haarnadelkurve geschützt vor den Blicken an den Rand des Abgrunds gestellt. Ich erinnere mich noch an das Nichts, das mich in genau diesem Augenblick anzog. Und auch an die Freude, die ich damals empfand. An die Erleichterung. Ich war zehnte, und ich wollte sterben. Und das war eine beglückende Aussicht. Wovon wollte ich mich auf diese Weise befreien? Was enthielten diese Jahre, an die ich nicht die geringste Erinnerung hatte, nicht das geringste Bild, nicht die geringste Empfindung? Ich war bereit zu springen. Ich hätte es getan. Ich schwöre, ich hätte es getan, hätte sich nicht eine

Hand auf meine Schulter gelegt. Ich zuckte zusammen. Es war mein Bruder. In seiner kurzen Jeans und seinem verblichenen grünen T-Shirt. Seine Tour-de-France-Mütze auf dem Kopf. Seine Trinkflasche mit dem Schriftzug der Mannschaft Renault-Gitane in der Hand, die er die ganzen Ferien über umklammerte. In dem Jahr hatte Hinault »Le Blaireau« wegen einer Knieverletzung aufgeben müssen, als er das gelbe Trikot trug, und mein Bruder hatte sich davon noch nicht wirklich erholt. Am liebsten wäre ihm wohl gewesen, der Sommer wäre schon vorbei und das Jahr verginge blitzschnell, damit wieder Juli wäre und die Nachmittage vor dem Fernseher zurückkehrten, in dem er die Grimassen seines Lieblingsfahrers betrachten könnte.

»Was machst du denn da?«, fragte er. »Kommst du? Wir wollen weiter.«

François' Stimme riss mich vom Abgrund weg und aus meinem Schwindel. Es war, als würde man brutal aus einem Traum gerissen, der so intensiv ist, dass man ihn für wirklich hält. Während ich ihm entlang der Felsschlucht folgte, hatte ich das Gefühl, auf einem Seil zu gehen. Ich stieg hinter ihm in den Renault 20. Im Innern des Wagens kam man sich vor wie in einem Glutofen. Die Kunstledersitze klebten an meinen Schenkeln. Der Geruch von Schweiß und kaltem Rauch mischte sich in den Gestank von kochendem Plastik, glühend heißem Blech und überhitztem Motor. Die ganze Fahrt über hatte ich die Augen geschlossen. Ich tat so, als schliefe ich, doch ich weinte. Ohne Tränen, aber ich weinte. Ich war zehn, und ich hatte sterben wollen. Und ich weinte, weil es mir nicht gelungen war. Tja, so viel zu dem, worauf sich mein Leben öffnete, so viel zu dem, woran ich mich erinnern konnte.

DIE NACHT WAR HEREINGEBROCHEN wie im Winter, ohne Vorwarnung, wuchtig und dunkel. Auf dem Damm waren noch ein paar späte Spaziergänger unterwegs, die meisten in Begleitung großer Hunde mit hellem Fell, denen die Zunge heraushing. Obwohl die Stereoanlage »You Are My Face« spielte und die Stimme des Sängers von Wilco den Raum erfüllte und das Meer sich auf dem Sand brach, überflutete die Stille die Wohnung und ging mir durch Mark und Bein. Ich ging hinaus und machte mich auf den Weg zum Haus. Ich verspürte plötzlich das Bedürfnis, die Kinder zu sehen. Ich hatte sie eben erst verlassen, und doch fehlten sie mir bereits. Ich wanderte am Meer entlang bis zur Landspitze, ging durch die ruhigen Straßen, eine Ansammlung gepflegter Einfamilienhäuser, alter Steinhäuser und Ferienvillen, von denen ein Gutteil für immer verschlossen schien. Die an nutzlosen Zäunen hängenden Briefkästen quollen über von klatschnasser Post. Die Fensterläden waren vom Salz zerfressen, und das Unkraut überwucherte Rasenflächen und Beete.

Unsere unmittelbaren Nachbarn waren nie zu Hause. Es handelte sich um Pariser, die nur in den Ferien kamen, Leute, die uns gerade mal mit einer leichten Kinnbewegung grüßten. Ich sprang über den Zaun, durchquerte den Garten, dessen Palmen sich in unseren Breiten merkwürdig ausnahmen, und versteckte mich hinter dem Mäuerchen. Die Wände hinter den erleuchteten Fenstern waren grün, erdbeer- und pflaumenfarben. Die Fensterläden hatten einen neuen lilafarbenen Anstrich erhalten. So bescheiden es auch wirken mochte, dieses Haus war das erste, in dem wir uns wirklich daheim gefühlt hatten. Wir hatten es nach unserem Geschmack umgestaltet, alles war fröhlich, das Licht überall sanft und warm, jeder Gegenstand sorgfältig ausgewählt, beruhigend, zerbrechlich. Alles darin war darauf ausgerichtet, die Traurigkeit zu vertreiben, diese klebrige Melancholie, die mich so lange begleitet hatte. Alles darin war dem Leben zugewandt, dem Licht, dem Wind, dem hellen Himmel, dem salzigen Meer. Ich hatte geglaubt, hier endlich

den Krieg gewinnen zu können. Den Kampf einzustellen. Die Waffen niederzulegen. Der Kampf hatte ganz offensichtlich zu viel Kraft gekostet. Als Erste sah ich Sarah. Dann Manon und Clément. Der Kleine trug einen Pyjama, sein nasses Haar war gekämmt. Sie räumten die Küche nach dem Essen auf. Ihre Kopfbewegungen ließen auf Musik schließen, ihr Lächeln auf das unaufhörliche Gequassel von Clément, der uns seit seiner Geburt mit seinen Clownen und seinen Schauspielernummern entzückte. Dieser Junge sprach ununterbrochen. Selbst im Schlaf.

Ich blieb nicht lange. Ganz offensichtlich kamen sie wunderbar ohne mich zurecht. Im Übrigen hatte ich es nicht nötig, sie auszuspiionieren, um mich davon zu überzeugen. In all den Jahren waren sie ohne mich zurechtgekommen. Die meiste Zeit hatte ich mich in mein Arbeitszimmer eingeschlossen oder war in die Lektüre eines Buchs vertieft gewesen. Bei Sonnenaufgang waren wir zu langen Spaziergängen aufgebrochen, bei denen ich stumm geblieben war, eins mit dem Meer, Blick und Gedanken auf den Horizont gerichtet. Im Sommer war ich stundenlang in meinem Kajak an den Steilküsten entlanggefahren, von Inselchen zu Inselchen, unter den hochmütigen Blicken der Kormorane. »Sie dürften nicht allzu sehr unter deiner Abwesenheit leiden«, hatte Sarah gesagt, als sie mir ihre Entscheidung mitgeteilt hatte. »Sie sind daran gewöhnt«, hatte sie mit einem spöttischen Lächeln hinzugefügt. Es war sinnlos, länger zu bleiben.

Ich kehrte ans Meer zurück. Der Damm war jetzt menschenleer. Ein Gutteil der Häuser stand bis Ostern leer. Viele waren große Villen mit mehreren Ferienwohnungen. Andere gehörten alten Leuten, die ihre Fensterläden um achtzehn Uhr schlossen und beim ersten Frost in den Süden verschwanden. Im Sommer bevölkerten Horden von Kindern, von Cousins und Neffen die freien Zimmer ihrer Häuser, und sie wurden von den Fenstern aus überwacht, während sie über den Strand tobten, Bällen hinterherliefen, Drachen steigen ließen, Garnelen und Krebse ärgerten und in Surfan-

zügen auf ihren Boards über die Wellen glitten. Ich betrat La Goélette. Auf den Lederbänken unterhielten sich ein paar Touristen. Hinten im Raum nippte ein knappes Dutzend Wirtschaftsprüfer an bunten Cocktails, diskutierte über das Seminar, das am nächsten Tag im Thermalbad stattfinden sollte, und warf lustlose Blicke auf die Buchten, in denen das nachtschwarze Meer anstieg. Wind war aufgekommen, und es bewegte sich in einem schwerfälligen und langsamen Seegang. Bald würde es gegen den Damm schlagen, und die Wellen würden zu Gischt zerstieben und die Scheiben lecken. Am Tresen standen die sonntagabendlichen Stammgäste. Der alte Apotheker, der alle mit den Fotos seiner Enkelkinder nervte. Der Trainer des Volleyballklubs, der sich alle zwei Monate die Hand verstauchte und einen Schaumstoffball knetete. Die beiden ledigen Krankenwagenfahrer, die erfolglos Anzeigen auf Meetic schalteten und freundliche Blicke auf die Frauen warfen, die hereinkamen, um mit Freundinnen ein Glas zu trinken. Der Typ, der in dem Laden nebenan Sushis machte, sich für einen Schriftsteller hielt und mich als Kollege beschwatzte. Stundenlang erzählte er mir vom Fortschritt seiner Arbeiten, einem historischen Roman über Napoleon, der als Korse galt, in Wirklichkeit aber Bretoner gewesen sei, wofür er Beweise habe, die er stets in einer komplizierten Beweisführung darlegte, von der ich kein einziges Wort verstand. Die Zeitungskäuferin, die Clément heiß und innig liebte, weil sie ihm immer Bonbons schenkte und ihm die nicht verkauften Kinderzeitschriften zusteckte. Und, ungewöhnlich auf seine Art, dieser Typ, den ich nie hatte ausstehen können, ein Arzt mit ordentlich geschnittenem weißem Haar, der mit Sarah im Krankenhaus arbeitete, sich schön fand und einen Audi fuhr. Ich hatte ihn im Verdacht, dass er sich für George Clooney hielt. Man begegnete ihm manchmal am Strand, und auch dort war er immer noch wie aus dem Ei gepellt, taillierter Anzug, tadelloses Hemd, Lackschuhe, *Le Point* oder *Le Figaro* unter dem Arm. Wenn er da war, hörte man nur ihn. Als gäbe seine Stellung als Arzt ihm das Recht, zu allem seine Meinung

zu äußern. Als könnten seine Ansichten über die Welt für uns von Interesse sein. In Wahrheit ging er uns auf die Nerven, doch niemand traute sich, es ihm zu sagen. Er war ein renommierter Arzt, wohnte in einem riesigen Haus mit Blick aufs Meer, fuhr einen deutschen Wagen und duzte den Bürgermeister. Er beeindruckte. Selbst mich, denn ich brachte es einfach nicht fertig, mich in Gegenwart eines Kerls wie ihm nicht minderwertig zu fühlen. Und doch trank auch er wie alle anderen sonntagabends in einer Bar mit schwerem Herzen und leerem Blick einen Whisky. Ich stellte mich an den Tresen. Laure empfing mich mit Küsschen. Sie hatte sich die Haare schneiden lassen, und das stand ihr gut, machte ihr spitzes Gesicht reiner und nahm ihm ein wenig die Müdigkeit. Sie fragte mich, was ich wollte, und tötete mich mit freundlichen Blicken. Es war unvernünftig, ich wusste es besser als jeder andere. Ich entschied mich trotzdem für einen Whisky. Beim letzten Ultraschall hatte der Arzt gemeint, ich hätte die Leber eines Seelöwen, und wenn ich nicht aufpassen würde, würde ich es bereuen, hatte er mich gewarnt, ich sollte meinen Alkoholkonsum einschränken, und wenn ich es schon nicht für mich täte, sollte ich es wenigstens für Sarah und die Kinder tun. Ich hatte mich nicht getraut, ihm zu sagen, dass ich es mit Sarah vermastet hatte. Und was die Kinder betraf, sah ich die Zukunft klar vor mir, ich würde so etwas wie ein entfernter Onkel für sie werden, ein Verwandter, der ihnen zwar vertraut war, der in ihrem Alltag jedoch immer weniger eine Rolle spielte. Das Wochenende mit mir zu verbringen würde schon bald zu einer lästigen Pflicht für sie werden, sie würden Ausreden finden, um sich davor zu drücken, und eines Tages würde Sarah mich durch einen verantwortungsbewussten, ausgeglichenen und Ruhe ausstrahlenden Blödmann ersetzen, den sie schließlich Papa nennen würden. Ich kippte meinen Bowmore in einem Zug hinunter und bestellte einen zweiten. Samir kam herein, als Laure das Glas vor mich hinstellte. Er hatte sich ebenfalls gerade von seiner Frau getrennt und litt ebenso sehr wie ich darunter, wenn nicht sogar mehr.